

Zusammenfassung der Dekanatssynode vom 9./10. Februar 07 in Rettenbach/Oberlöchlers

nur zum privaten Gebrauch, Text und Fotos J. Martin



Das Tagungshaus Lindenhof

Der Freitag

Eine ganze Reihe frischgebackener Mitglieder gehört der neuen Dekanatssynode an. Zum Einsteigen und Kennen lernen haben die TeilnehmerInnen am Abend die drei größten Herausforderungen formuliert, vor die sie ihre Region gestellt sehen.

Als Herausforderungen wurden genannt für ...

Westallgäu/Lindau

- Die Einnahmen sinken - darauf muss (weiter) reagiert werden
- Die Kontaktlücke zu Gemeindegliedern zwischen 15 und 50 verkleinern
- Gottesdienstbesuch steigern

Kempton

- Kooperation und gemeinsames Auftreten der Gemeinden verbessern
- Die solidarischen Kommunikation anlässlich kommender Vakanzen und der Verteilung von Geldern sichern

Oberallgäu

- Kooperationsmöglichkeiten der Gemeinden weiter ausloten
- Mit schwindenden Finanzen sinnvoll umgehen
- Jugendarbeit weiter bringen und den evang. Religionsunterricht stärken bzw. sichern

Ostallgäu

- Kirche in der Diaspora braucht Modelle für evangelische Kirchen im katholischen Ort
- Gemeinden wollen für Gäste und Aussiedler (zeitlichen) Heimat sein. Dafür suchen sie weitere Konzepte und Ideen
- Die ostallgäuer Vernetzung vorantreiben (OAL-Tag, Touristenseelsorge, Seelsorgezentrum Kaufbeuren)

Der Samstag

Eröffnungsthema am Vormittag war die „Begegnung Christen – Muslime“. In seiner Einleitung bezeichnete Dekan Hans Gerhard Maser neben theologischen Fragestellungen die stets präsente Angst vor islamischem Fundamentalismus als das größte Hemmnis im Dialog. Dabei werde häufig vergessen, so Maser, dass Fundamentalismus eigentlich einen christlich-protestantischen Ursprung habe. In den 20er Jahren des zurückliegenden Jahrhunderts brachten christlich-konservative Kreise in den USA die Zeitschrift „Das Fundament“ heraus. Gemeint war die Bibel als wortwörtlich zu verstehende Offenbarung Gottes, die es gegen „verwässernde Auslegungen“, wie die so genannte historisch-kritische Methode zu verteidigen galt. Die Folge war ein bis heute andauernder innchristlicher Konflikt um das angemessene Bibelverständnis.

„Wörtlich nehmen“ und „beim Wort nehmen“ sei aber nicht dasselbe, so Maser weiter.

Als Beispiel nannte er einen Ausspruch Martin Luthers. „Ich habe den Teufel mit der Tinte vertrieben“, hatte der Reformator im

Blick auf seine Bibelübersetzung gesagt. Die Zeitgenossen nahmen das jedoch wörtlich und es entstand die Legende vom Tintenleck an der Wand der Lutherstube auf der Wartburg. Generationen von Besuchern kratzten daraufhin einen Tintenleck von der Wand, den Generationen von Aufsichtspersonal hingepinselt hatten, bis man es schließlich aufgab.

„Wir wollen die Bibel beim Wort nehmen“, sagte der Dekan. Dies sei auch die Antwort auf die Frage von Muslimen, was uns die Bibel als Wort Gottes wert sei. Beim Wort nehmen bedeute beispielsweise, dass Eltern im Blick auf die Seligpreisung der Sanftmütigen darauf achten, ob ihre Kinder mit Wurfsteinen in der Tasche aus dem Haus gehen oder nicht. Ein Politiker, der die Seligpreisung von denen, die reinen Herzens sind beim Wort nimmt, wird sich von Finten und Tricks fernhalten.

Mit dem Hochhalten der Bibel allein sei es noch nicht getan, so Maser, wir wollen die Ziele der Bibel teilen und leben. Das bedeute, beim Wort nehmen.



links: Pfr. Hans Martin Gloel

Der Vortrag

Referent zum Thema war Pfarrer Hans-Martin Gloel von der "BRÜCKE, Begegnungsstätte Christen-Muslimen" aus Nürnberg. Pfarrer Gloel studierte unter anderem in Jerusalem und Beirut und initiierte während seines Vikariats in Heimenkirchen Kontakte zur Moschee in Wangen. Inzwischen arbeitet er seit ca. 5 ½ Jahren bei der BRÜCKE, die als einzige Einrichtung dieser Art in Deutschland

hauptamtliche Kräfte beschäftigt. Träger wird demnächst die bayerische Landeskirche sein.

(Derzeit ist es aus juristischen Gründen noch das finnische Missionswerk. Das bayerische Missionswerk arbeitet zwar eng zusammen, hat aber kein Mandat zur Mission im eigenen Land. Die katholische Kirche ist ebenfalls beteiligt.)

Gloel begann seinen Vortrag mit einer grundlegenden Erfahrung: „Nur wer selbst fest steht, kann andere stehen lassen“. In unserem Land sei viel Unsicherheit im Umgang mit dem Islam spürbar, so Gloel. Dabei gehe es nicht nur um Terrorängste. Die Gesellschaft habe seit Jahrzehnten Religion aus der Öffentlichkeit gedrängt und jetzt komme eine Minderheit, die genau diese Öffentlichkeit für sich wieder einklage. Beispiel Kopftuch, Moscheebau, Schächten. Beide Seiten, Gesellschaft und Muslime, verstünden sich als Opfer kultureller Überfremdung. Dabei gehe es weniger um die Diskussion theologisch-philosophischer Wahrheit als um die Rangordnung in der Gesellschaft. Die Frage laute, wo bleibe ich? Hier ist das Gespräch Gesellschaft - Muslime gefordert. Die Begegnung Christen-Muslimen im engeren Sinn hat ihre eigenen Themen.

Am Beispiel des Bildes der „Brücke“ markierte Gloel einige Problemfelder.

1. Von der Brückenmitte aus nach verschiedenen Seiten.

Im christlich-muslimischen Gespräch (auch im Dreitakt Christen - Moslems - Juden) spielt der Gott Abrahams als gemeinsamer Ausgangspunkt eine wichtige Rolle. Handelt es sich dabei um denselben Gott? Muslime sagen Ja. Das leitet sich für sie aus dem Anspruch des Korans ab, sowohl Thora als auch Evangelien wahrhaft und vollständig in sich zu vereinen. Christen bekennen dagegen Gott, wie er sich ihnen durch Christus offenbart hat. Zu einer Offenbarung, die über Christus hinausgeht, können sie letztlich nichts sagen. Folglich kann es derselbe Gott sein, muss aber nicht.

2. Eine Brücke steht auf Pfeilern.

Die jeweilige Identität ist so ein Pfeiler. In Europa lebt die muslimische Gemeinde in der Diaspora. Sie muss sich inkulturieren. Von ihrer Herkunftskultur (bzw. ihren Herkunftskulturen) ist sie zwar losgelöst, in der anderen Kultur aber noch nicht angekommen. Die Identität wackelt und Muslime geraten unter „Frömmigkeitsdruck“. Die Folge sind gesteigerte Empfindlichkeit und Festhalten an Traditionen. Sie handhaben religiöse Praktiken (wie z.B. Gebetszeiten) strenger als in den Herkunftsländern. Umgekehrt fühlt sich die angestammte Gesellschaft bedroht. Das gilt auch für die Christen in ihr: während Kirchen verkauft, abgerissen oder umgewidmet werden, werden Moscheen gebaut.

Hinzu kommt, dass beide Religionen in ihrem Wesen missionarisch angelegt sind. Daher beginnt die EKD-Handreichung auch mit einem entsprechenden Kapitel. Das wird zwar von muslimischer Seite kritisiert, aber es bleibt fest zu halten, dass beide Religionen nur mit Mission authentisch sind.

3. Eine Brücke ist Begegnungsort.

Begegnungen finden mittlerweile vielerorts statt und Konversionen bleiben nicht aus. Gesicherte Zahlen gibt es dazu nicht. Den Wechsel christlich - muslimisch diskutiert die Öffentlichkeit heftig, weil sie hier eine Bedrohung vermutet. Der umgekehrte Weg findet dagegen kaum Beachtung. Häufigstes Motiv für eine Konversion ist die Partnerwahl.

Der Sinn von Begegnungen liegt in der Möglichkeit, die Welt einmal aus Sicht des Anderen wahrzunehmen, also im Perspektivenwechsel. Als Beispiele aus seiner Einrichtung, die Schule machen könnten nannte Gloel Moscheen- und Kirchenführungen, den Bibel- und Koran – Kreis und das Projekt Speise-Reise (kennen lernen von Festen, Bräuchen und Rezepten durch Kochen und gemeinsames Feiern).

Gloel machte außerdem auf den Unterschied von multireligiösem und interreligiösem Gebet aufmerksam. Interreligiöses Gebet im Sinne von „wir beten alle zum gleichen Gott und das miteinander“ gibt es nicht. Möglich ist aber ein multireligiöses Gebet (dazu gibt es auch kirchliche Handreichungen), im Rahmen dessen nebeneinander jede Religionsgemeinschaft ihr Gebet zum Anlass spricht.

4. Eine Brücke öffnet den Weg.

Wichtig ist die Breitenwirkung von Projekten, wie sie in der „BRÜCKE“ entwickelt werden. Nur wenn Gemeinden, Moscheevereine und andere gesellschaftliche Gruppen sie wiederholen, kann das Ziel eines erfolgreichen Miteinanders erreicht werden.

Belastet werde das christlich-muslimischen Verhältnis durch politisches "Kratzen" an der gesellschaftlichen Basis, auf der die Brückenpfeiler der Religionen in Deutschland stehen, sagte Gloel weiter. Das bestehende System der hinkenden Trennung zwischen Staat und Kirchen nehme die beteiligten Parteien gegenseitig in Dienst. Nun werde einerseits versucht, den Islam in dieses System zu integrieren (bsp. Koranunterricht), andererseits drohe im Zuge der Diskussion den Kirchen fortschreitende „Verbannung“. Unter der Maßgabe einer Gleichbehandlung würden z.B. christliche Symbole gleichermaßen verboten oder der Religionsunterricht neu diskutiert. Das verärgere die christliche Seite.

Grundsätzlich müsse die religiöse und die politische Ebene unterschieden werden, so Gloel weiter. Christen und Muslime suchen das Gespräch aus einer Glaubensmotivation heraus. Ihnen sollte es um das jeweilige Glaubenszeugnis gehen mit dem Ziel, einen respektvollen Dialog zu führen. Dazu gehöre jedoch auf beiden Seiten nicht nur der Wille, sondern auch die Fähigkeit, religiöse Inhalte zur Sprache zu bringen. Auf christlicher Seite sah Gloel hier ein Defizit. Selbst engagierte Gemeindeglieder hätten Schwierigkeiten, Glaubensinhalte zu formulieren oder gar zu erklären und blieben Muslimen Antworten schuldig.

Fragen der Sicherheit und der Integration gehörten dagegen in den Bereich der Politik. Es sei nicht primär Aufgabe der Religionen zu integrieren, auch wenn sie dabei behilflich sein können, sagte Gloel, sondern der Gesellschaft als solcher. Der Großteil an Konflikten basiere ohnehin nicht auf religiösen, sondern auf kulturellen Differenzen.

Grundsätzlich, so Gloel abschließend, sei Friede niemals der Normalfall, sondern immer das Ergebnis harter Arbeit und klarer Verhältnisse. Wer auf die Zeit hofft, irrt. Nichts tun und darauf warten, dass sich das Problem mit den Jahren von selbst erledige, sei mit Sicherheit der falsche Weg. Er habe auch noch nie funktioniert. Es gehe darum, die vorhandenen Ängste der beteiligten Seiten zu thematisieren und sich nicht auf vordergründige und scheinbar unverfängliche Sachargumente zu beschränken. Werden die Emotionen und subjektiven Einschätzungen gelehrt, kochen sie in der Tiefe.

In der anschließenden Aussprache kam weiter zur Sprache:

- Stolpersteine bei christlich-muslimischen Begegnungen sind häufig aktuelle politische Fragen. Hier ist Zurückhaltung geboten.
- Intolerantes Verhalten im islamischen Kulturraum gegenüber anderen Religionen können wir uns nicht zueigen machen. Damit ließen wir es als vorbildlich erscheinen.
- Das Verhältnis Islam – Aufklärung ist in muslimischen Ohren ein Reizthema. Sie fühlen sich oberlehrerhaft abgekanzelt.
- Es gibt auch im Islam einen historisch-kritischen Umgang mit Koraninterpretationen (nicht mit dem Koran selbst, aber das ist für die Praxis unerheblich).
- Islamischer Fundamentalismus ist eine Reaktion auf den Kolonialismus und beginnt ca. 1928
- Das Thema Islam beschäftigt uns erst seit Khomeinis Revolution im Iran, also etwa seit 1979.



In vier Arbeitsgruppen setzten sich die Synodalen anschließend mit den Themen „Feindbild Islam“, der Frauenfrage, der Islamischen Charta des Zentralrats der Muslime in Deutschland und „Die Moschee in unserer Stadt“ (Rollenspiel) auseinander.

FAZIT:

Kulturelle Unterschiede markieren die eigentliche Problemzone. Fragen der Ästhetik, Kleidung, Sprache, Wertvorstellungen sind weniger religiös als kulturell bedingt. Das gilt es im Hinblick auf Lösungswege und bei Erwartungen an die Religionsgemeinschaften zu beachten. Entscheidend für ein gutes Verhältnis sind klare Strukturen im Umgang und ein klarer, gesicherter Platz in der Gesellschaft für alle Beteiligten.

Begegnungen im Allgäu

Im Dekanatsbezirk pflegen Kirchengemeinden schon seit Jahren und in der Regel auf ökumenischer Basis Kontakte zu Muslimen.

Regelmäßige Begegnungen gibt es in Sonthofen, Lindau-Zech, Immenstadt, Lindenberg, Füssen und Kempten. Einzelne Begegnungen, meist in Form von Besuchen, gab es auch in Kaufbeuren, Kempten-Matthäuskirche und Waltenhofen. Den anderen Gemeinden fehlt weniger das Interesse als ein muslimisches Gegenüber am Ort.

Darüber hinaus gehört die Begegnung der Religionen in allen Kindergärten von Diakonie und Gemeinden zum Programm. Allein schon deshalb, weil sie von muslimischen Kindern besucht werden.

Ergebnisse der Wahlen zum Dekanatsausschuss

Dem Dekanatsausschuss gehören mit Sitz und Stimme an:

Dekan Hans Gerhard Maser (Kempten) und stv. Dekan Joachim Spengler (Füssen)

Präsidenten:

Dr. Gertrud Späth (Kempten)

Waltraud Meis (Kaufbeuren)

Regionalvertreter:

Martin Willhalm (Lindau, Westallgäu); Nachrücker Herbert Einsiedler (Scheidegg)

Ralf Kellner (Immenstadt, Oberallgäu); Nachrückerin Dagmar Engstler (Sonthofen)

Angela Bauer (Marktoberdorf, Ostallgäu); Nachrücker Dr. Günther Räder (Obergünzburg)

Wolfgang Nitsche (Kempten); Nachrücker Andreas Zander (Kempten)

Für das Pfarrkapitel:

Senior Eberhard Heuß (Lindau, St. Stephan)

Pfr. Hans Heidecker (Fischen)

Pfr. Martin Strauß (Lindenberg)

Landessynodale:
Christoph Bodenstab (Kempten)
Michael Renner (Halblech)
Pfr. Dr. Volker Pröbstl (Kempten)

Öffentlichkeitsarbeit im Dekanat
Pfrin. Jutta Martin

Drei weitere Mitglieder müssen noch berufen werden.

Dekanatsausschuss von links
vorn: C. Bodenstab, A. Bauer, M. Renner
hinten: H.G. Maser, H. Heidecker, J. Martin,
W. Meis, W. Nitsche, G. Späth, J. Spengler,
R. Kellner, M. Willhalm, V. Pröbstl, E. Heuß

